

Gunnar Winkler:
Die Region der neuen Alten.
Fakten und Positionen zur sozialen
Situation älterer Bürger in den
neuen Bundesländern 1990
bis 2005, Trafo Verlag Berlin
2006, 442 S. (29,80 €)

Alt war bzw. wurde man in der DDR wie in der Bundesrepublik. Gleich waren die Rentner- bzw. Seniorengenerationen jedoch nicht. All jene politischen, wirtschaftlichen, rechtlichen und sozialen Unterschiede, die das Leben der Bewohner in DDR und BRD charakterisierten, prägten natürlich auch das »Rentnerleben.« Winkler formuliert präzise: »Es entstanden zwei deutsche Alter«. Während im Westen nach 1990 die Situation für die »neuen Alten« im Wesentlichen unverändert blieb, wandelte sie sich im Osten für die heutige Rentnergeneration mit dem Anschluss der DDR, der auch die überwiegend 1990 und schrittweise in den folgenden Jahren vollzogene Sozialunion beinhaltete, wesentlich. Im Osten entstand »eine neue – gewissermaßen dritte – Dimension der »neuen Alten«.

Mit denen im Westen haben die ostdeutschen Alten gemeinsam, dass ihr Leben geprägt ist durch zunehmende und sich angleichende Lebenserwartung, steigende Qualifikation, veränderte Bedürfnisstrukturen aufgrund zuvor erreichter Bedarfsbefriedigung.

Deutlich unterscheiden sich die Senioren in den neuen Bundesländern von ihren Altersgenossen im Westen jedoch durch ihre unterschiedliche Sozialisation. Winkler weist darauf hin, dass die heute Fünfzig- bis Achtzigjährigen in den neuen Bundesländern ihre schulische Ausbildung beziehungsweise ihre berufliche Positionierung in einem der beiden sich als Alternativen verstehenden deutschen Staaten erfahren haben. Zu diesen Unterschieden gehört auch, dass nur »die Menschen in der DDR – und ... die Rentner insbesondere – ein hohes Maß an sozialer Homogenität hinsichtlich der sozialen Schichtung, der Bildungs- und Ausbildungsstrukturen, der Beschäftigung, der Einkommen, des Wohnens, der gesundheitlichen Betreuung usw. erlebt haben.«

Unterschiede zwischen Ost und West bestehen jedoch nicht nur in Erinnerungen und Erfahrungen, sondern auch als harte Tatsachen: Winkler zitiert aus dem zweiten Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung von 2001, nachdem in den neuen Ländern 19,3 Prozent der 50-60-Jährigen und 15 Prozent der über 60-Jährigen in Armut leben, dagegen 9,5 Prozent bzw. 10,5 Prozent im Westen. Die Unterschiede überwiegen ungeachtet der Sozialunion. Das ist das Resümee von Winklers umfassender Untersuchung der Veränderungen im Leben der neuen Alten Ostdeutschlands. Der Autor konnte sich dabei nicht nur auf ein umfassendes Zahlenmaterial der bundesdeutschen Statistik stützen. Winkler stand die einmalige Datenbasis der von ihm seit 1990 herausgegebenen Sozialreporte bzw. Altenreporte zur Verfügung, deren Angaben in Form von Tabellen und Graphiken reichlich in den Band Eingang gefunden haben.

Winkler hat die Fülle des Materials durch strenge Gliederung gebändigt und bietet es in dieser Publikation in vier Teilen dem Leser an: »Aufbruch und Wandel«, »Integration und Identifikation«, »Leben in den neuen Ländern« und schließlich »Generationenvertrag und Solidarvertrag«. Er behandelt Altersaufbau und Familienstruktur, Beschäftigung, Alltagskultur, Wertestruktur, religiöse Bindungen und die Haltung zu Ausländern genauso wie Einkommen, Vermögen und Erbe, Wohnung, Gesundheitssituation und Pflegebedürftigkeit, aber auch Alterssport, Kleingärten und Reisen. Die seit 1990 vom Sozialwissenschaftlichen Forschungszentrum Berlin-Brandenburg e.V. durchgeführten repräsentativen jährlichen Erhebungen erlaubten ihm zudem, über einen Zeitraum von fünfzehn Jahren über Hoffnungen, Befürchtungen und Zufriedenheiten der ostdeutschen Rentner genauso klar und deutlich zu schreiben wie über die durch »harte Daten« belegten Veränderungen im Leben der ostdeutschen Senioren seit 1990.

Was in meinem Augen den besonderen Wert dieses Buches über die neuen Alten in Ostdeutschland ausmacht, ist zweierlei: Erstes der vielfach vorgenommene Vergleich mit der Situation der westdeutschen Alten und zweitens die umfassende Berücksichtigung des Einflusses der gesamtgesellschaftlichen Entwicklungen auf die Situation der über 50- bzw. 60-

Jährigen. So stellt der Autor nicht nur fest, dass die Alten in Ost wie West immer länger leben, sondern auch, dass die ostdeutschen Alten ein deutlich größeres numerisches Gewicht haben als im Westen. Der Anteil der 50-Jährigen lag in Sachsen im Jahre 2003 bei 41,2 Prozent im Vergleich zu etwa 35 Prozent in Baden-Württemberg und Bayern. Das ist vor allem das Ergebnis der Abwanderung der Jugendlichen und jungen Erwachsenen in den Teil Deutschlands, wo es mehr und mehr gut bezahlte Arbeitsplätze gibt. Völlig zu Recht ist dieser Übersiedlungswelle, obwohl sie auf den ersten Blick mit den Alten nichts zu tun zu haben scheint, ein Abschnitt des Buches gewidmet.

Von besonderem Interesse für Leser jeden Alters dürfte Gunnar Winklers ausführliche Stellungnahme zur Diskussion um den Generationenkonflikt sein. Der Autor vertritt die Meinung, dass sich die Generationsbeziehungen nicht auf monetäre Beziehungen zwischen Alt und Jung reduzieren lassen, sondern »die Vermittlung von Werten, Wissen, Erfahrungen« einschließen. Selbst wenn man sich auf die finanzielle Seite beschränkte, würde einseitig, d. h. nur bezogen auf Rentenhöhe und Staatshaushaltsdefizit diskutiert. Aber erstens würden nicht nur Schulden an die folgenden Generationen weitergegeben, sondern auch Vermögen, und zweitens finden innerfamiliäre Finanzleistungen in den Medien keinerlei Berücksichtigung. Diese gingen aber in weit- aus höherem Maße von Älteren zu Jüngeren als umgekehrt. So erhalten zwar 5 Prozent der Angehörigen, die 60 Jahre und älter sind, finanzielle Zuwendungen aus der Familie, für die Jüngeren sorgen 38 Prozent der ostdeutschen Alten mit Geldbeiträgen.

Insgesamt handelt es sich um ein ebenso spannend zu lesendes wie wissenschaftlich fundiertes Buch, mit dem Gunnar Winkler seinem im Auftrage der »Volkssolidarität« in den Sozial- und Altersreporten unternommenen, nunmehr anderthalb Jahrzehnte währenden Bemühen, die sich im Osten vollziehenden Veränderungen darzustellen und kritisch zu begleiten, die Krone aufgesetzt hat.

JÖRG ROESLER

Falko Schmieder:
Ludwig Feuerbach und der
Eingang der klassischen Fotogra-
fie. Zum Verhältnis von Anthro-
pologischem und Historischem
Materialismus, Philo-Verlag
Berlin-Wien 2004, 528 S. (48 €)

»Es gibt keinen andern Weg für euch zur *Wahrheit* und *Freiheit*, als durch den *Feuerbach*. Der Feuerbach ist das *Purgatorium* der Gegenwart.« Lange Zeit galt dieser Satz von 1843 als ein Bekenntnis des jungen Marx zu seinem philosophischen Erwecker. Bis die Forschung ihn 120 Jahre danach als anonyme Selbststilisierung des Gepriesenen entschlüsselt hat. Für den Offizial-Marxismus, der in der Zwischenzeit zur Staatslehre eines Imperiums aufgestiegen war, eine belächelte Anekdote. Ein Zeichen der Hybris jenes wohl tapferen Religionskritikers, dessen Denken jedoch weit hinter Hegels begrifflichen Reichtum zurück fiel und von den Klassikern der allein gültigen Weltanschauung längst »aufgehoben« wurde, d. h. erledigt war.

»Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen deutschen Philosophie«. Wer kennt sie nicht, die schmale Broschüre von Friedrich Engels, die nahezu jeder DDR-Bürger mindestens ein Mal in seinem Leben lesen durfte, sollte, musste? Ob in Staatsbürgerkunde, im FDJ-Seminar, Parteilehrjahr oder den »Schulen der sozialistischen Arbeit« – Millionen lernten an diesem kanonischen Text des Marxismus die »Grundfrage der Philosophie« buchstabieren: Das Verhältnis vom Sein zum Bewusstsein, dessen materialistische Beantwortung jeden ML-Studenten über ganze Heerscharen verzweifelt suchender Denker ohne eigene Überlegung triumphieren ließ.

Heute hat sich auch das geändert. Marx und der kritische Denkanspruch des Historischen Materialismus sind verschwunden, zumindest aus dem öffentlichen Raum. Bei Fernseh-umfragen nach dem vermeintlich »größten Deutschen«, die zu heimlich unheimlichen Kampfabstimmungen mutieren, mag der Bärtige noch im Silberflor erscheinen. Doch das ist Show. Klassenkampf als Television und damit selbst nur ein Moment des Problems, das

man einst zu lösen versprach: der totalen Medialisierung des Lebens als Zeichen für den Triumph des schier unangreifbaren Kapitals, das sich seine Kritik noch als Bereicherung einverleibt.

Sollte vielleicht der Anthropologische oder »anschauende Materialismus« dem heutigen Massenbewusstsein adäquater sein, das Wissenschaft und Religion in einem »positiven Lebensgefühl«, in alltäglicher Vergötterung des Bestehenden vereint, genau so, wie es Feuerbach in seinen »Grundsätzen einer Philosophie der Zukunft« kommen sah? Und müsste dann nicht der Historische Materialismus noch einmal durch den Feuerbach hindurch, um seinen eigenen Konstruktionsfehler aufzudecken, den Grund des Fiaskos im allzu schnellen, zu sicher geglaubten Triumph über den Vorgänger?

Diesen Fragen hat sich Falko Schmieder gestellt. »Ludwig Feuerbach und der Eingang der klassischen Fotografie« lautet der Titel seines Befundes. Die umfangreichste, klügste, schwerste und schwierigste Studie zum Feuerbach-Jahr 2004.

Schwierig, weil sie als Graduationsschrift den Regeln des Akademischen folgt: systematisch in der Anlage, allerklärend im Anspruch. Obwohl ihr Denkansatz ganz und gar unakademisch ist, eher mit fragmentarisch-punktuellem Beobachtung zum Dialog anregend. So kommt es, dass die im Titel versprochene Wendung zur Fotografie erst auf den letzten 40 von 500 Seiten zur Sprache gelangt. Davor werden die Geschichte des Feuerbachschen Denkens von dessen Dissertation bis zu den Reformschriften von 1843/44 (unter Ausblendung der nachfolgenden 30 Jahre), Marx' Religionskritik und dessen Fetisch-Analyse des Kapitals sowie der Wandel des Projektionsbegriffs von Sigmund Freud über die Kritische Theorie bis zu Ernst Topitsch abgehandelt.

Der rote Faden dieses Potpourris: Marx habe Feuerbach erst über-, dann unterschätzt. Sein eigener Ansatz, die Religion aus der Kritik der irdischen Verhältnisse zu erklären, statt umgekehrt auf das Diesseits aus seiner jenseitigen Verklärung zu schließen, sei längst über Feuerbach hinaus gewesen. Doch habe seine und vor allem Engels' spätere Abrechnung mit dem Vorgänger dessen Modernität verkannt. Die Kritik an der vermeintlichen Praxis-Ferne

des nur »anschauenden« Materialismus habe den Marxismus blind gemacht für die eigene Fetischisierung der Praxis schlechthin, die er unkritisch von Feuerbach übernahm. Dessen Drängen auf den Vorrang des praktischen Lebens vor aller Theorie sei in die Formeln vom Primat des Seins vor dem Bewusstsein, der Basis vor dem Überbau etc. eingeflossen. Die Marx'sche Kritik konnte zwar das Bewegungsgesetz des Kapitals aus der ökonomischen Struktur der bürgerlichen Gesellschaft ableiten, aber dennoch nicht die Katastrophen des 20. Jahrhunderts verhindern. Die Theorie des Waren-Fetischismus, die Schmieder als ihr Herzstück begreift, verkenne den eigentlichen Fetisch-Charakter der Waren, der weniger aus der Ökonomie resultiere als vielmehr aus der Projektion menschlicher Wünsche in die Dinge und deren Konsum als Ersatzbefriedigungen für gesellschaftlich nötige Veränderungen, als Surrogate ersehnter Gemeinschaft in der Mediengesellschaft.

Dies meint wohl auch die Rede vom »epochalen Wahrnehmungsumbruch« im 19. Jahrhundert, der auf jeder fünften Seite des Buches beschworen, aber leider nirgends definiert wird. Vielleicht kann man das Problem ja wirklich nur phänomenal umkreisen. Auf den letzten 40 Seiten tritt es am Gegenstand der Fotografie zutage. Mit deren Erfindung werde die Wahrnehmung technologisch verändert: Auf den Film gebannt erhielten die Dinge eine Aura, erscheine der Augenblick als Ewigkeit, suggeriere das Fotobild eine magische Präsenz, eine Anwesenheit des Abwesenden. Das mit wissenschaftlich-technischer Präzision Festgehaltene gewinnt eine Dimension des Religiösen, es wird zur Fixierung des »Unausprechlichen«, das nur der sinnlichen Gewissheit gegeben ist – des Hier und Jetzt, das schon im nächsten Augenblick vergeht und daher von Hegel als Sphäre des Scheins verworfen, von Feuerbach aber als die eigentliche Herausforderung des Geistes verteidigt wird.

Es erstaunt in der Tat, wie genau Roland Barthes Beobachtungen zur Fotografie als »Epiphanie der Referenz« (S. 475) mit Feuerbachs Drängen auf eine »unverfälschte« Anschauung übereinstimmen. Faszinierend auch der Nachweis, dass Feuerbachs »Bruch mit der Spekulation«, seine erste Hegel-Kritik, in dem gleichen Jahr erfolgt, in dem die von ihm gelesene Augs-

burger Allgemeine Zeitung erstmals von Da-guerres Lichtbild-Technik berichtet – 1839. Daraus zu folgern, Feuerbachs Philosophie sei ein »theoretischer Reflex auf die neue historische Wahrnehmungstechnologie« (S. 449) klingt verlockend. Zumal Schmieder das Medium selbst als eine Praxis begreift, die mehr und mehr Bevölkerungsteile dazu verführt, ihr Leben festzuhalten, die Wirklichkeit fotografisch zu verdoppeln und sich tendenziell in diese Bilderwelt zu flüchten, die von Wünschen und Sehnsüchten erfüllt ist und schließlich in die Kulturindustrie unserer Tage mündet.

Diese Praxis und damit die Modernität der ihr verwandten Anschauung bei Feuerbach verkannt zu haben, sei das Versäumnis von Marx, das erst spät unorthodoxe Marxisten wie Walter Benjamin zu korrigieren versuchten. Zu spät, denn die begriffliche Einsicht in die Bewegungsgesetze der Gesellschaft vermochte nichts gegen deren sinnliche Wahrnehmung im Alltag, die Katastrophen waren nicht mehr aufhaltbar.

Eine fatale Diagnose, die noch Schlimmeres erwarten lässt. Aber vielleicht stimmt die Logik nicht ganz. Fotografie und Feuerbach, Technik und Philosophie, Kulturindustrie und Massenbewusstsein als ein einfaches Kausalitätsverhältnis zu verstehen, das greift denn doch zu kurz. Es sind Entsprechungen, deren Vermittlung durch ein Drittes, durch den »Zeitgeist« oder die Kultur(en) zu entschlüsseln wäre, um die Fatalität der Prozesse aufzubrechen.

Müssen denn Fotografie, Film oder Bild-Medien schlechthin eo ipso, aus sich selbst heraus Fetische produzieren? Dass die Reklamewelt der Wirtschaft Fetischcharakter trägt, die Politik sich ihr im Werben um die Wählergunst immer mehr angleicht, das liegt auf der Hand. Nur fragt sich, ob dies an den technischen Medien selber liegt oder an deren Gebrauch? Ein Foto muss nicht die omnipräsente Scheinverfügbarkeit über jegliches Objekt der Begierde suggerieren, es kann auch eine ganz andere Nähe durch Distanz erzeugen. Das Foto ist kein Kurzschluss zweier Dinge: Zwischen Objekt und Apparat steht immer ein Subjekt, das die Perspektive wählt, auch dann noch, wenn es auf den Zufall setzt. Die Frage ist, ob dieses Subjekt sich zu erkennen gibt und inwieweit es gerade darin besteht, die Subjektivität des vermeintlich toten Objekts

zur Sprache zu bringen. Das geht sowohl manipulativ, indem man es in ein »magisches« Licht setzt, um die Gier nach seinem Besitz zu wecken, als auch phänomenal, wenn ich es selbst zum Leuchten bringe, in seinem eigenen Licht, seiner eigenen Würde, die sich jeglicher Nutzung entzieht.

Jeder kennt den einen Bildertypus aus den Werbemagazinen mit auswechselbaren Modepuppen und den anderen von Porträts verbrauchter Leute, die von der Schwere ihres Lebens gezeichnet sind und von denen dennoch eine merkwürdige Kraft ausgeht. Das eine ist Produkt jener Ästhetisierung, die dem Fotografen, dem Objekt und dem Betrachter zugleich ihre Individualität entzieht und sie zu einem Moment der allgemeinen Verdinglichung macht, die Marx etwas unglücklich als Warenfetischismus der kapitalistischen Produktion beschrieb, das andere eine Aufforderung zur ästhetischen Wahrnehmung: zur Schärfung aller Sinne für das, was mit und durch uns geschieht.

Beides ist mit der Technik möglich und beides liegt im Doppelcharakter des Feuerbachschen Materialismus: sowohl die ästhetisierende Bejahung des Hier und Jetzt als an sich schon »göttliche« Wirklichkeit, als auch die sinnliche Wahrnehmung des Wirklichen im »Dialog von Ich und Du«, der die Grenzen von Philosophie sprengt und zur Kunst tendiert.

Auch als Theorie ist die gedanklich geschärfte Anschauung durchaus nicht hilflos gegen den fatalen Selbstlauf der Kulturindustrie. In einer Zeit, da die Technik mit immer raffinierteren »Special Effects« immer rasantere »Action« zu inszenieren versucht, um die innere Leere im Leben ihrer Konsumenten für den Augenblick vergessen zu machen, kann sie nur dieses Machen hervor treiben, um die Magie, die Anziehungskraft der Scheinwelt zu entzaubern. Im Sog der Verdinglichung muss die Kritik an der dreifachen Subjektivität festhalten, die sie auszulöschen scheint: An der Technik selbst als vergegenständlichter Arbeit, die daran erinnert, dass die sinnliche Unmittelbarkeit der künstlichen Bilder eine industriell vermittelte ist. An den Machern der Bilder, die verschiedenen Intentionen folgen, und an der Mündigkeit ihrer Konsumenten, die selbständig mit dem geschauten Material umgehen

können. Wenn sie es können, wenn sie gelernt haben, die Bilder als Material zu betrachten.

Das wäre nichts Neues, fast altmodisch in Zeiten der Postmoderne, die freilich auch schon in die Jahre kommt. Marx hat genau das versucht: Die Subjekte hinter der objektiven Selbstverwertung des Wertes, dieses Dings der Dinge, wieder sichtbar zu machen. Und Brecht dasselbe mit seinem epischen Theater praktiziert, das den Zuschauer die eigenen Konstruktionen durchschauen ließ, um das kritische Anschauen selbst zum Genuss, zur lustvollen Praxis zu kultivieren. Wahrscheinlich würde er heute das Studium der BILD-Zeitung zum Schulfach erheben: um die Heranwachsenden gegen den Fetisch-Zauber der gemachten Bilder zu immunisieren.

Vielleicht ist der Kommunismus ja gar keine ökonomische Frage, sondern eine des befreiten Schauens, was das Gegenteil der »richtigen« oder gar wissenschaftlichen Weltanschauung meint. Eine Frage der vorurteilslosen Erfassung des konkreten, des wirklichen Lebens, wie es der frühe Marx mit Feuerbach erstrebt hatte. Immer nahe der Gefahr des Emphatischen, der Phrase, weil uns für das »Eigentliche« die Worte fehlen. Aber vielleicht müssen wir doch noch einmal durch diesen Feuer-Bach der offenen Fragen hindurch, um den Kommunismus als das Leben zu begreifen, das zu sich selber kommt und dafür keines Staates bedarf. Oder gibt es das nur in der Kunst?

Zu solch unzeitgemäßen Überlegungen anzuregen, ist das Verdienst der Studie von Falko Schmieder, der am 22. Oktober 2005 für seine Re-Lektüre der Marx'schen Feuerbachkritik mit dem David-Rjazanov-Preis des Berliner Vereins zur Förderung der MEGA-Edition ausgezeichnet wurde.

JENS-F. DWARS

Robert Kurz:
Das Weltkapital.
Globalisierung und innere
Schranken des modernen
warenproduzierenden Systems,
Verlag Klaus Bittermann
Berlin 2005, 480 S. (18,50 €).

Der streitbare wertkritische Publizist Robert Kurz hat mit seinem »Weltkapital« eine umfangreiche politisch-ökonomische Schrift zur Globalisierung vorgelegt. Grundannahme ist dabei – wie auch in den anderen Schriften Kurz', etwa dem Bestseller »Schwarzbuch Kapitalismus« – die aus der marx'schen Krisentheorie abgeleitete absolute innere Schranke des Kapitalismus, die sich letztlich als Krise der abstrakten, d. h. wertbildenden Arbeit darstellt: Diese werde durch Produktivitätsfortschritte der dritten industriellen oder mikroelektronischen Revolution zunehmend obsolet. Durch diese Abschmelzung der Werts substanz stehe der Kapitalismus vor seinem Ende. Was als Globalisierung erlebt und beklagt werde, sei das finale Stadium dieses Zusammenbruchs.

Freilich lässt sich über diese Auslegung der Marx'schen Krisentheorie trefflich streiten; ein wesentlicher Knackpunkt dabei ist ja die Frage, ob die Produktion des relativen Mehrwerts, also die wertmäßige »Verbilligung« der Reproduktionskosten der Arbeitskraft, den prozentuell steigenden Anteil des fixen zu Lasten des variablen Kapitals (nur dieses ist wertbildend) wettmachen kann. Für Robert Kurz ist klar: »Die Arbeitssubstanz und also die Wertmasse wird absolut so stark vermindert, dass eine Erhöhung des relativen Anteils des Mehrwerts daran nichts mehr nützt« (S. 221).

Im »Weltkapital« wird diese Entwicklung zwar vorausgesetzt, aber nicht eigentlich diskutiert; das Ziel dieses Buches ist auch ein anderes, nämlich die theoretische Analyse der Globalisierung, vor allem, was daran neu ist und sich von der bisherigen Internationalisierung der Weltwirtschaft unterscheidet. Es sei vorausgeschickt, dass dies im Wesentlichen gelungen ist; einige interessante Thesen sollen hier stellvertretend kurz angerissen werden.

Kurz liefert eine kritische Auseinandersetzung mit der Weltsystemtheorie von Immanuel Wallerstein. Es streicht hervor, dass der Kapitalismus von Anbeginn als Weltmarktssystem fungiert und gerade dadurch die Nationalstaaten hervorgebracht habe: »Es fand also nicht ein allmählicher und geradliniger Aufstieg von lokalen und regionalen Märkten zu nationalökonomischen Binnenmärkten statt, sondern genau umgekehrt brach unmittelbar der Weltmarkt katastrophisch über die agrargesellschaftlichen Strukturen und deren begrenzte Märkte herein, um dann als Folge (statt als Ursache) dieser Entwicklung gewissermaßen von oben die Bildung nationalökonomischer und damit nationalstaatlicher Strukturen zu erzwingen, die überhaupt erst eine weitere, daran anschließende Entwicklung der kapitalistischen Produktionsweise auf ihren eigenen Grundlagen ermöglichten« (S. 52). Der Staat habe sich quasi zwischen Unternehmen und Weltmarkt als Puffer geschoben, das Wirken der Betriebswirtschaften auf dem Weltmarkt sei über den Nationalstaat vermittelt gewesen. Durch Anwachsen der Produktivität sei das Kapital jedoch an die nationalen Grenzen gestoßen, weshalb es sich vermehrt am Weltmarkt orientiert habe.

In diesem Zusammenhang lässt sich auch das qualitativ Neue an der Globalisierung beschreiben: seien im Fordismus und davor Auslandsinvestitionen durchweg Erweiterungsinvestitionen im Kontext einer großen globalen Expansionsbewegung des Kapitals gewesen, so habe sich dies ab den 1980er Jahren geändert: »hier findet der Kapitalexport unter den Bedingungen einer Kontraktion des globalen Akkumulationsprozesses statt ... der Kapitalexport ist wesentlich zu einer Funktion der betriebswirtschaftlichen Rationalisierung geworden. Es handelt sich also nicht mehr um Erweiterungsinvestitionen, sondern um Rationalisierungsinvestitionen.« (S. 83 ff.). Das Kapital agiere nunmehr unmittelbar auf dem Weltmarkt, der Staat, bislang figurierend als Nationalökonomie, schrumpfe zu einer politischen Resthülle zusammen. Die Globalisierung zeige sich somit als Transnationalisierung der Betriebswirtschaften, wie am Beginn des kapitalistischen Weltsystems agieren die Unternehmen unmittelbar auf dem Weltmarkt – eine Instanz zur Domestizierung des Kapitals sei

nach dem Abschmelzen des nationalökonomischen Gewichtes des Staates allerdings nicht mehr vorhanden.

Interessant ist auch Kurz' kritische Würdigung von Rudolf Hilferdings »Finanzkapital«. Dabei erläutert Kurz die Bedeutung des Finanzkapitals für die Realakkumulation, wodurch klar wird, dass die Trennung in »schaffendes« und »raffendes« Kapital schon alleine aus diesem Grund völlig unhaltbar ist, ungeachtet der strukturell-antisemitischen Konnotation einer derart verkürzten Kapitalismuskritik. Die spekulativen Auswüchse des Finanzkapitalismus stellen sich nach einer Analyse der Bewegungsgesetze des Kapitals als Krise der Realakkumulation dar, nicht umgekehrt. Die inneren Widersprüchlichkeiten des Kapitalismus bilden sich zwar phänomenologisch in der Zirkulationssphäre ab (Finanzmarkt), wurzeln aber im Kapitalverhältnis als solchem.

Kurz bleibt im »Weltkapital« bei der Analyse und gibt keine handlungsleitenden Ratschläge. Als allgemeines Ziel angesichts der Beschränktheit des Kapitalismus fordert er dessen Überwindung, statt – wie der globalisierungskritische Mainstream – lediglich innerhalb des kapitalistischen Formzusammenhanges von Arbeit, Staat und Geld Verbesserungen zu suchen: diese Strategie sei zum Scheitern verurteilt, lasse sich doch das Rad der Produktivkraftentwicklung nicht zurückdrehen.

Zu kritisieren an diesem Buch ist dreierlei. Erstens wäre – was den Umfang betrifft – weniger mehr gewesen: mitunter ist die Argumentation redundant, zu ausschweifend und so mancher Exkurs wäre vermeidbar gewesen. Gleiches gilt für die umfangreiche Verwendung wörtlicher Zitate: sie wollen illustrativ wirken, erscheinen aber oft als denunziatorisch. Zweitens ist, wie schon im »Schwarzbuch Kapitalismus«, auch hier wieder ein bisweilen über die Stränge schlagender polemischer Tonfall vorherrschend. Warum Robert Kurz damit sein Licht andauernd unter den Scheffel stellen muss, ist unverständlich. Drittens werden zentrale Begriffe der Marx'schen Lehre – abstrakte Arbeit, Fetisch, Werts substanz etc. – nur beiläufig im Text erwähnt bzw. erläutert. Mit der Marx'schen Theorie unbeschlagene Leser dürften wohl einige Male Schwierigkeiten beim Nachvollzug der Argumentation

haben. Dennoch sollte dieses Buch im gut sortierten Bücherregal zur Globalisierung nicht fehlen.

MICHAEL KATZMAYR

**Paul Martin Neurath:
Die Gesellschaft des Terrors.
Innenansichten der Konzentrationslager Dachau und Buchenwald, hrsg. von Christian Fleck und Nico Stehr, aus dem Englischen von Hella Beister, Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2004 (29,80 €)**

»Es gibt eine weit verbreitete Ansicht, der zufolge faschistischer Terror eine vorübergehende geschichtliche Phase sei, die glücklicherweise nun hinter uns liege. Ich kann mich dieser Ansicht nicht anschließen, sehe den Terror vielmehr als tief in der Dynamik moderner Zivilisation und besonders moderner Wirtschaftsorganisation verwurzelt. Das Widerstreben, das Phänomen des Terrors in all seinen Implikationen rückhaltlos zu erforschen, ist in sich selbst ein unterschwelliges Symptom des Terrors.« Mit diesen Sätzen leitet Leo Löwenthal seinen 1945 geschriebenen Bericht »Individuum und Terror« ein, in dem er die ersten, damals bereits bekannten Häftlingsberichte über die nazideutschen Konzentrationslager auswertet. (Leo Löwenthal: »Individuum und Terror«, in: Schriften 3, Frankfurt am Main 1990, S. 163.) Symptomatisch und ebenso zynisch ist es, dass Löwenthals Text zwar 1946 in der Zeitschrift »Commentary« erschienen ist, aber erst fast vierzig Jahre später, 1982, im »Merkur« erstmals auf Deutsch veröffentlicht wurde. Bestätigt wurde damit Löwenthals Verdacht, dass man sich den Tatsachen des Terrors entziehe.

Auch Paul Martin Neuraths Studie über die Struktur und den Aufbau der Konzentrationslager Dachau und Buchenwald, schon 1943 fertig gestellt, ist erst jetzt in deutscher Sprache zugänglich – im Übrigen bisher mit wenig Resonanz. Einmal mehr scheint sich damit zu bestätigen, was Löwenthal als eine »psychische

Massenverdrängung« (Ebenda) bezeichnete. Neuraths Text »... liegen fast ausschließlich Erinnerungen des Autors zugrunde. Zusätzliches Material stammt aus Diskussionen mit vielleicht zehn früheren Mithäftlingen.« (S. 393) Vom 1. April 1938 bis zum 27. Mai 1939 war Neurath in den Konzentrationslagern Dachau und Buchenwald als Jude und Sozialist inhaftiert. Der 1911 in Wien geborene Paul Martin Neurath ist Sohn des Philosophen Otto Neurath. Eine erste Promotion in Rechtswissenschaft schließt er 1937 ab; nach seiner Entlassung flieht er zunächst nach Schweden, emigriert 1941 in die Vereinigten Staaten. An der Columbia Universität in New York studiert er Sozialwissenschaften und promoviert mit »Die Gesellschaft des Terrors« (Prüfungsverfahren 1943; Einreichung der überarbeiteten Dissertation folgt erst 1951). Er ist Forschungsassistent bei Paul F. Lazarsfeld, später Professor für Soziologie am New Yorker Queens College; in Wien wird Neurath 1975 Honorarprofessor und leitet dort das von ihm gegründete Lazarsfeld-Institut bis zu seinem Tod 2001.

»Ich habe es als meine Aufgabe betrachtet, nicht zu schildern, was ich durchgemacht habe, sondern was für die Behandlung im Lager typisch ist« (S. 401), schreibt Neurath in seinem »Nachtrag« von 1943. Neuraths »Innenansichten« sind nicht Augenzeugenbericht, sondern eine präzise Studie über das »soziale Leben in den deutschen Konzentrationslagern« (so der Titel der eingereichten Dissertation): er versteht sich als teilnehmender Beobachter in der Position des beobachteten Teilnehmers. Der Terror des Lagerlebens wird konterkariert durch die soziologischen Probleme, denen sich die Sozialwissenschaften in den Vierzigern ohnehin gegenüber sahen: Wie ist soziales Handeln verstehbar, beschreibbar, veränderbar, wenn, bedingt durch Fordismus und totalitäre Organisation der Massen, die soziologischen Kategorien von Klasse, Familie, Individualität außer Kraft gesetzt scheinen? In diesem Grundproblem ist Neuraths Studie durchaus vergleichbar mit William F. Whytes soziologisch grundlegender Untersuchung »Street Corner Society« von 1943, in der das Sozialverhalten im Getto agierender Jugendbanden untersucht wurde. Auch hier ging es wie bei Neurath um zum Alltag werdende Gewaltverhältnisse.

Dass Neurath von den Lagern als Gesellschaft spricht, ist keineswegs nur Metapher oder Analogie: Neurath zeigt, weshalb die Lager nicht nur Teil der Gesamtgesellschaft sind, zeigt aber vor allem, weshalb die Lager gerade in ihrer Abgeschlossenheit die Gesellschaft überhaupt strukturieren. Die Organisation des Lebens im Lager spiegelt sich in der Organisation der Wärtersystems – im Konzentrationslager Buchenwald kann das heute noch an der Architektur des Geländes nachvollzogen werden. Gerade die grausame Alltäglichkeit des Lagerlebens lässt eine »mehr oder weniger strukturierte Gesellschaft« entstehen. »Individuen, Gruppen und ganze Häftlingskategorien finden ihren festen Platz auf einer sozialen Stufenleiter, die nicht weniger kompliziert und nicht weniger von Vorurteilen bestimmt ist als jenseits des Zauns, auch wenn sich die Kriterien, nach denen jemand bewertet wird, bis zu einem gewissen Grade von denen draußen unterscheiden.« (S. 197)

Zu berücksichtigen ist, dass Neurath weder über Vernichtungslager schreibt, noch über die Situation in den Konzentrationslagern nach 1941. Perfiderweise hatte Neurath deshalb mit seiner Studie weniger Erfolg als die Berichte über Massenmord und das Vernichtungssystem. Dabei gibt Neuraths Bericht detailliert Aufschluss darüber, inwiefern die Vernichtungslogik von Anfang an die Struktur und Ordnung des Lagerlebens bestimmte. Durchaus erinnert Neuraths Bericht so an die These Giorgio Agambens, nach der das Lager zur bestimmenden sozialen Figur der Gegenwart geworden sei. Doch Neurath ist hier mit seinen Innenansichten wesentlich präziser: »Wenn ... Menschen ins Konzentrationslager geworfen werden, dann sind sie dort nicht nur, weil man sie vom Rest der Welt absondern will, sondern auch weil sie als Individuen gebrochen werden sollen. Dieser Zweck wird nicht schon durch die bloße Tatsache der Internierung erfüllt, sondern ist ein langsamer Prozess, und die Häftlingsgesellschaft wirkt diesem Zweck in der Regel entgegen.« (S. 199) Die Praxis des Terrors ist es, den Menschen zu eliminieren, »ihn aus der Gesellschaft herauszuschneiden wie ein Stück faules Fleisch aus dem lebenden Körper« (S. 199). Aber innerhalb der Häftlingsgesellschaft »findet der Mensch wieder einen Sinn für seine Existenz ... Für Tau-

sende von Häftlingen besteht die Aufgabe nur darin, »durchzuhalten«, aber wenn die physische Existenz als solche ein täglicher Triumph über Hölle und Terror ist, ist dies allein bereits eine wichtige Aufgabe.« (S. 199) Gegenseitige Hilfe, Solidarität wird zwangsläufig zur Strategie des Überlebens. Immer wieder schildert Neurath, wie aus unterschiedlichsten Motiven Häftlinge sich gegenseitig Verpflegung organisieren, insbesondere für die Juden, die von Anfang an härteren Bedingungen ausgesetzt waren. »Damit liefert die Häftlingsgesellschaft den Rahmen, innerhalb dessen Individuen und Gruppen ihren Platz und ihre Funktionen in der Kooperation wie im Konflikt finden. Sie stellt sich dem Terror des Lagers entgegen, dem Angriff auf die Individualität ihrer Mitglieder und dem Versuch der Lagerleitung, den Häftlingen ihre Idee einer Klassifikation nach Rasse und Verbrechen und Unterwürfigkeit aufzuzwingen.« (S. 207) Neurath schränkt allerdings ein: »All dies heißt nicht, dass die Häftlinge eine einzige geeinigte Masse des entschlossenen Widerstands bilden; es heißt nicht, dass das gemeinsame Leiden sie alle gut und hilfsbereit macht; sie tun einander einzeln und in Gruppen genauso viel Gutes und genauso viel Böses an, wie es auch draußen der Fall wäre.« (S. 206) So finden sich auch in der Häftlingsgesellschaft Vorurteile, Konflikte, schließlich antisemitische Ressentiments gegen jüdische Mithäftlinge.

Zum Schluss seiner Studie widmet sich Neurath der Frage, warum Häftlinge nicht zurückgeschlagen haben. Dies ist keine Frage des Mutes, des Stolzes oder der Möglichkeiten, Widerstand zu leisten. Indes darf nicht vergessen werden, dass es sehr wohl Widerstand gab, der sich wesentlich auf das Überleben konzentrierte. Die Kraft, sich zur Wehr zu setzen, wurde im Lager gebrochen, sobald der Häftling eingeliefert und ihm damit jede Individualität abgesprochen wurde. »Dieses Muster wurde in Konzentrationslagern überall in Deutschland über Jahre hinweg genauestens befolgt. Es ist so sorgfältig und bis ins letzte Detail geplant und wird so exakt umgesetzt, dass auch nicht der leiseste Verdacht möglich ist, hier handle es sich etwa um zufällige sadistische Ausschreitungen einzelner Lagerkommandanten.« (S. 391)

Neurath zeigt, dass die Lager einer präzise kalkulierten Ordnung folgten, die von vorn-

herein den Einzelnen ausschloss: als Opfer ebenso wie als Täter. Die Gesellschaft des Terrors bleibt damit nicht auf das Lagersystem beschränkt, sondern bildet schließlich die Grundstruktur der NS-Gesellschaft. Neuraths Bericht stimmt hierbei weitgehend mit den ebenfalls erst vor wenigen Jahren publizierten Berichten Herbert Marcuses über die »deutsche Mentalität« überein (Feindanalysen, hg. von Peter-Erwin Jansen, Lüneburg 1998).

Ein biografisches Nachwort über Paul Martin Neurath und die Bedeutung der Studie für die Forschung über Konzentrationslager von Christian Fleck, Albert Müller und Nico Stehr schließt das Buch ab.

ROGER BEHRENS

**Siegfried Bock, Ingrid Muth,
Hermann Schwiesau:
Alternative deutsche Außenpolitik?
DDR-Außenpolitik im Rück-
spiegel (II), LIT-Verlag Berlin
2006, 257 S. (24,90 €)**

Die DDR-Außenpolitik wird im Verband für Internationale Politik und Völkerrecht e.V., Berlin schon seit über zehn Jahren in einer eigens dafür gebildeten Arbeitsgruppe diskutiert. Daran beteiligten sich DDR-Botschafter, leitende Diplomaten und Politikwissenschaftler. Über 1 000 Protokollblätter wurden von den erfahrenen Herausgebern gesichtet, geordnet und redigiert und jetzt in einem zweiten Band der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Die Frage: Alternative deutsche Außenpolitik? geht auf das Selbstverständnis der DDR als politische und soziale Alternative zur BRD zurück, meint Ingrid Muth bei der Präsentation des zweiten Bandes. Sie betonte bei dieser Gelegenheit erneut, dass die staatstragenden Prinzipien der DDR Antiimperialismus, Antifaschismus, Friedensbewahrung und Solidarität waren. Alle diese Prinzipien wurden sowohl in den bilateralen, als auch in den multilateralen Beziehungen systematisch verfolgt.

In diesem 2. Band werden sowohl Beziehungen gegenüber sozialistischen Ländern Osteuropas als auch die Mitarbeit der DDR im

UNO-System und beim Ringen um Abrüstung dargestellt. In vier großen Abschnitten dieses Buches werden Erfahrungen, Zusammenhänge und Hintergründe vermittelt.

Schon im ersten Band wurde über die Beziehungen zur Sowjetunion, Jugoslawien und lateinamerikanischen Staaten berichtet. Im vorliegenden Buch berichten Günter Sieber über die Beziehungen zu Polen, Helmut Ziebart zur ČSSR, Gerd Vehres über die zu Ungarn, Siegfried Bock zu Rumänien, Manfred Schmidt zu Bulgarien und Peter Schubert zu Albanien.

In fast allen Beiträgen wird immer wieder in ungeschminkter Offenheit, über die oft getriebenen, ja zuweilen eisigen persönlichen Kontakte der DDR-Elite zu den Führern der anderer sozialistischer Länder berichtet. Ulbricht und Gomulka (Polen) konnten nicht miteinander, ja sie seien besonders giftig aufeinander gewesen. Auch Ulbrichts Verhältnis zu Novotny (ČSSR) war nicht das beste. Probleme habe Ulbricht auch mit Gheorghe Gheorghiu-Dej (Rumänien) gehabt. Dagegen hatte Erich Honecker zu Nicolae Ceaușecu ein enges Verhältnis. Die Gründe dafür sieht Siegfried Bock vor allem in Gemeinsamkeiten in ihren Biographien. (Soziale Herkunft, beide hatten nur Volksschulbildung, erlernte Handwerksberufe.) Die Liste könnte erweitert werden.

Besonders interessant sind die Analysen von Wolfgang Bayerlacher über die Beziehungen der DDR zu Äthiopien. Die DDR schenkte Äthiopien ein komplettes Gesundheitszentrum. Seit 1988 bis zum Ende der DDR wurden in diesem Zentrum, wo 30 Ärzte, Krankenschwestern, Techniker und Sicherheitskräfte aus der DDR gearbeitet haben, rund 30 000 Patienten behandelt. Auf Bitten der äthiopischen Regierung hat die DDR Waffen im Wert von 25 bis 30 Millionen Valutamark auf kommerzieller Basis geliefert. Militärische Verbände der NVA jedoch waren nicht in Äthiopien eingesetzt.

Hans-Georg Schleicher berichtet über die Politik der DDR gegenüber den afrikanischen Befreiungsbewegungen, besonders über die Kontakte zur SWAPO Namibias. Die DDR gewährte der SWAPO als »einziger und authentischer Vertreter des namibischen Volkes ... politische und materielle Unterstützung. Hunderte namibischer Kinder weilten oft über

Jahre in der DDR und erhielten dort schulische und handwerkliche Ausbildung.

Ein besonders anschauliches Kapitel ist den multilateralen Beziehungen gewidmet. Siegfried Zachmann berichtet über die Mitarbeit der DDR in der UNO und ihren Spezialorganisationen. Die Aufnahme der DDR erfolgte bekanntlich gleichzeitig mit der BRD als Mitglieder der Vereinten Nationen am 18. September 1973 als 136. und 137. Staaten. Mit der UNO-Mitgliedschaft eröffneten sich weitere Felder der internationalen Beziehungen. Die DDR war als souveräner Staat und gleichberechtigtes Völkerrechtssubjekt anerkannt. Zuvor war die DDR schon in UNO-Spezialorganisationen verankert, wie im Internationalen Fernmeldeverein, dem Weltpostverein und der Weltorganisation für Meteorologie. Bis zum Ende der Mitgliedschaft hatte die DDR zehn Resolutionsentwürfe eingebracht. Sie alle wurden mit überwältigender Stimmenmehrheit oder im Konsensus angenommen. Bei 50 Resolutionen wirkte sie als Koautor mit. Sie hat zusammen mit 23 nichtpaktgebundenen Staaten zur Intensivierung der bi- und multilateralen Abrüstungsverhandlungen beigetragen. Es wurden auch Fehlentscheidungen durch die DDR getroffen. So war es 1975 falsch, ihre Zustimmung zur Resolution der UN-Generalversammlung zu geben, die Zionismus mit Rassismus gleichsetzte. Auch in der Frage des Einmarsches sowjetischer Truppen in Afghanistan hätte die DDR ein anderes Verhalten sichtbar werden lassen können. Auch in der Entwicklung der Kambodscha-Frage widersprach die Solidarität mit Vietnam den Realitäten. Trotz alledem wurde die DDR in der UNO nie öffentlich angeklagt.

Die Anerkennung und Achtung der konstruktiven Politik in der UNO äußerte sich in der Wahl von Peter Florin (Leiter der DDR-Mission bei den Vereinten Nationen) zweimal als Präsident des Sicherheitsrates (1980/1981) und als Präsident der 42. UNO-Vollversammlung 1988. In 24 Fällen wurden DDR-Diplomaten Vorsitzende oder Vizevorsitzende von Hauptausschüssen oder Hauptorganen im UNO-System, so wie beispielsweise Peter Dietze, der über die wirtschaftliche Arbeit der DDR im Bereich der Vereinten Nationen berichtet. Dietze war zeitweise Präsident der ECE, der Wirtschaftskommission der Verein-

ten Nationen für Europa und die UN-Spezialorganisationen.

Während ihrer Mitgliedschaft hat die DDR zum regulären Budget der Vereinten Nationen 525,9 Mio. US-\$ und 128,2 Mio. DDR-Mark gezahlt. Auf 30,6 Mrd. DDR-Mark belief sich die Entwicklungshilfe von 1973-1990.

298 600 Bürger aus Entwicklungsländern erhielten in der DDR eine Berufsausbildung. 27 000 absolvierten Hoch- und Fachschulbildung an Bildungseinrichtungen der DDR. 28 100 Experten (Ärzte, Lehrer, Ingenieure) waren in Entwicklungsländern tätig. Die DDR setzte 0,66 % ihres Bruttosozialprodukts für Entwicklungshilfe ein. Die BRD im Jahre 2002 insgesamt 0,27 %.

Berichtet wird über außenpolitische Aspekte der Mitarbeit in der UNESCO (Hans-Jürgen Micheel) und über das breite Feld der Abrüstung (Klaus-Dieter Ernst).

Wieder ein Buch des Verbandes für Internationale Politik und Völkerrecht e.V., das wegen seiner Offen- und Freimütigkeit, sowie seiner unwidersprochenen Kompetenz, seine Leser finden wird.

FRANZ-KARL HITZE

Simon Sebag Montefiore:
Stalin. Am Hof des roten Zaren,
S. Fischer Verlag Frankfurt/M.
 2005, 874 S. (24,90 €)

Jossif Wissarionowitsch Dschugaschwili, der Weltöffentlichkeit besser als Josef Stalin in Erinnerung, gilt neben Adolf Hitler und Mao Tse-tung als einer der Massenmörder des letzten Jahrhunderts. Eine neue Biographie zeigt den vielschichtigen Georgier im Kreis seines bolschewistischen Hofstaats. Normalerweise stellen Biographien Leben und Wirken der Hauptfigur in den Mittelpunkt; wesentliche Erlebnisse, soziale Beziehungen und bedeutende Mitmenschen kommen nur soweit als nötig vor. Auch zu Josef Stalin herrscht in der biographischen Literatur in dieser Hinsicht kein Mangel. Einen anderen Weg geht Simon Sebag Montefiore in seinem Buch. Der britische Historiker hat sich vorgenommen, die Beziehungen der Mitglieder des Politbüros

und ihrer Familien zu beleuchten. So viel sei vorab bemerkt, es gelingt ihm meisterhaft.

Josef W. Stalin (1879-1953) stammte aus dem georgischen Gori. Als Sohn eines alkoholkranken Schuhmachers und einer Waschfrau erhält er eine Ausbildung im Priesterseminar, wird aber wegen der Beschäftigung mit marxistischem Gedankengut frühzeitig ausgeschlossen. Im zaristischen Russland wird Dschugaschwili mehrfach inhaftiert, arbeitet im kriminellen Untergrund als erfolgreicher Bankräuber (daher auch sein Deckname »Der Stählerne«), kommt mit Lenin in Kontakt und macht Karriere in der Kommunistischen Partei. In den zwanziger Jahren steigt er sogar in das Zentralkomitee der Partei auf. Nach Lenins Tod 1924 wird er der starke, später unangefochtene Mann in Partei und Staat und gestaltet über fast drei Jahrzehnte die Entwicklung der Welt maßgeblich mit.

In Montefiores Darstellung bildet der Selbstmord von Stalins zweiter Ehefrau Nadja Allilujewa Stalin im November 1932 den Ausgangspunkt aller Entwicklungen. Mit ihr, der deutlich jüngeren, karrierebewussten Bolschewistin, verband Stalin ein sonderbares Verhältnis. Von bedingungsloser Liebe kann man zumindest nicht sprechen, demütigte Stalin sie doch häufig genug im Vollrausch johlend unterstützt von seinen Saufkumpanen. Doch ihr Freitod ließ etwas im »Großen Vorsitzenden« zerbrechen, Stalin, einsam aber machtbewusst wie eh und je, wurde misstrauisch, rachsüchtig und egozentriert.

Dabei hatte doch alles so gut ausgesehen, zumindest für die Familien der kommunistischen Eliten: Picknicks im Grünen, rauschende Feste, idyllische Datschas in Moskaus ruhigen Außenlagen, ein luxuriöses Leben im Kreml, regelmäßige Urlaube auf der Krim. Was kümmerte es da schon groß, dass Millionen Menschen im Vielvölkerstaat Sowjetunion verhungerten. Bei der Lektüre fragt man sich ernsthaft, ob die »Magnaten« und ihre Familien je anderes taten, als feiern, trinken und erholen. Es mutet geradezu absurd an, dass Stalin bis weit in die dreißiger Jahre hinein jährlich mehrere Wochen oder gar Monate im Urlaub am Schwarzen Meer verbrachte.

Mit Nadjas Tod wurde alles anders, Stalin begann überall Verrat zu wittern, intrigierte gegen die politischen Eliten der Sowjetunion

und befahl die »großen Säuberungen«. Mordanschläge wie gegen Leo Trotzki oder Sergej Kirow oder das befohlene »große Gemetzel« unter Nikolai Jeschow und später Lawrenti Berija wurde zum Alltag und hätte am Vorabend des Zweiten Weltkriegs fast zur Verteidigungsunfähigkeit des Landes geführt. Hatte Stalin doch Verrat in der Roten Armee witternd, nahezu die gesamte Offizierselite inhaftieren und foltern lassen.

Den Terror als Methode der Säuberung lebte Stalin nicht nur an der sowjetischen Bevölkerung aus. Im Zuge seines langen Lebens hatten ihn alle Berufsgruppen und Schichten zu befürchten: Ärzte, Geistliche, Künstler, Journalisten... Mit jeder Identifizierung neuer »Volks-feinde und Diversanten« setzte das Politbüro eine neue umfassende Kampagne des Schreckens in Gang. Der Verhaftung durch die Geheimdienste folgte in der Regel Folter, Verschleppung, Verbannung oder Mord.

Merkwürdigerweise wurde Stalin bei seinen internen Säuberungen begeistert vom Politbüro unterstützt, obwohl nahezu alle »Magnaten« mehr als einmal vor der physischen Vernichtung standen. Die Schauprozesse gegen Stalins Henker Jeschow oder die »Abweichler« Sinowjew und Kamenjew belegen dies. Stalins engster Vertrauter, liebster Zechbruder und potenzieller Nachfolger, der Leningrader Parteichef Sergej Kirow wurde vom Geheimdienst im Regierungspalast erschossen. Wie Montefiore darlegt, ist kaum vorstellbar, dass Stalin dies nicht gewusst und wahrscheinlich angeordnet hatte.

Heute kaum noch vorstellbar ist, wie gnadenlos Stalin im inneren Kreis wütete. Sobald er Ansätze von Widerspruch vermutete oder ein neues Feindbild benötigte, riss er Familien auseinander, trennte Eheleute oder ließ Eltern vor den Augen ihrer Kinder verschleppen. Er konnte bei persönlichen Kränkungen unglaublich nachtragend sein und demütigte seine Mitstreiter, wo er nur konnte. Die zahllosen, fast täglich stattfindenden Alkoholexzesse und endlosen Abendeinladungen waren dafür eine gefürchtete Plattform, entließ Stalin seine »Gäste« doch selten vor vier Uhr morgens.

Andererseits hatte der Witwer Stalin zahllose – wie Montefiore schreibt fast schamlose – Verehrerinnen, besonders in den Familien der »Magnaten« und der Kreml-Verwaltung,

die keine Gelegenheit ausließen, ihm ihre Verehrung zu zeigen. Stalin soll die Angebote genossen aber nur selten genutzt haben.

Besonders in den frühen Jahren hatten die Frauen auch einen gewissen Einfluss auf Stalins Entscheidungen. Wichtig war es aber, dem Diktator mit offener Kritik entgegenzutreten, nichts galt ihm verabscheuungswürdiger als kriecherische Bettelei.

Auch wenn die Zahl der Ermordeten und Gedeemühten besonders im inneren Zirkel hoch war, so genoss Stalin doch über den Tod hinaus gottgleiche Autorität. Montefiore schildert Stalins letzte Tage detailliert. Schwerkrank, von mehreren Herzattacken befallen, dämmerte der Diktator in seiner geliebten Datscha in Kunzewo bei Moskau dahin, während das Führungsquartett (Molotow, Kaganowitsch, Bulganin) mit Ausnahme von Berija nahezu hilflos war. Und

doch ist es bezeichnend, dass der zweite Georgier, der über Jahre hinweg als Stalins Schwert in der Sowjetunion wütete, nur ein halbes Jahr nach dem Tod des Diktators seinem Herren unfreiwillig folgte, angeklagt und zum Tode verurteilt nach einem weiteren Schauprozess.

Simon Sebag Montefiore hat eine bemerkenswerte Biographie vorgelegt, seinen eigenen Anspruch, Stalin als Herrscher und zugleich Mitglied seines Hofstaates zu zeigen, kann er voll erfüllen. Quellensicherheit, Detailfülle und zugleich Lesbarkeit zeugen von Geschichtsschreibung im besten Sinne. Allen, die mehr über einen der größten Diktatoren der Weltgeschichte erfahren wollen, sei der Band wärmstens empfohlen. Finanziell erfreulich ist die geplante Taschenbuchausgabe zum Jahresende.

BERT GROSSE